

„...völlig auf eigene Hand, ohne Lektüre, durch unmittelbare Einsicht...“ (Thomas Mann). Was weiß Literatur?

von Karlheinz Rossbacher (Salzburg)

Sehr geehrte Damen und Herren!

Die Literatur weiß viel. Was weiß sie? Vielleicht darf ich zunächst erläutern, wie man auf dieses Thema kommen kann. Alfred Freiherr von Berger (1853-1912) war eine bedeutende Stimme in Sachen Literatur und Theater im Wien der vorletzten Jahrhundertwende. Er verfasste 1895 eine der ersten Rezensionen über die *Studien über Hysterie* von Joseph Breuer und Sigmund Freud, die man das Gründungsdokument der Psychoanalyse genannt hat. Diese Besprechung erschien am 2.2.1896 im Feuilleton der Morgenausgabe der *Neuen Freien Presse* unter dem Titel *Chirurgie der Seele*. Eine gekürzte Fassung erschien 1932 in der Zeitschrift *Psychoanalytische Bewegung* unter dem Titel *Die Dichter hat sie für sich*, und mit „sie“ meinte Berger die Hysterieforschung.<sup>1</sup> Berger zeigte sich beeindruckt davon, wie Breuer und Freud „eine fremde Seele durchsuchen, um endlich in ihr die bedeutsamen Affektanlässe zu entdecken, deren diese Seele sich selbst aus eigener Kraft nicht zu entsinnen vermag.“ Und dann gebrauchte er einen Vergleich: „Bei jeder ersten Entdeckung, welche die Wissenschaft auf dem Gebiet der Seele macht, wird sich zeigen, daß die großen Dichter die Wikinger sind, die lange vor Kolumbus in Amerika waren.“ Ich werde diesen einprägsamen Vergleich nicht überstrapazieren, aber verwenden möchte ich ihn doch, ein wenig auf Literatur und Psychologie bezogen, ausführlicher auf Literatur und Sozialwissenschaft.

Wenn man diesen Vergleich gebraucht, muss man bedenken, dass die Wikinger nicht nur die nordischen Rüpel der Meere und Räuber der Küsten waren. Die Bauweise ihrer Schiffe machte sie beinahe unbesiegbar. Ihre funktionale Eleganz begünstigte nicht nur ihre Plünderungsfahrten; die Wikinger legten auch, wie eine Ausstellung vor einem Jahr in Leoben dokumentiert hat, Wert auf die ornamentale Ausgestaltung ihrer Schiffe. Sie wussten Silber zu bearbeiten, betrieben auch anderes Kunsthandwerk und handelten damit in ganz Europa. Vor allem aber müssen sie zu einer Zeit, als der Globus noch unüberschaubar war und Seefahrer noch nicht wussten, was hinter dem Horizont lag, über besondere Vorstellungskraft verfügt haben. Ohne visionäre Ahnungen und Mut, und bloß mit dem Polarstern, segelt man nicht einfach über den Horizont hinaus. Was Kolumbus einzusetzen hatte – Seekarten, Kompass –, darüber verfügten die Wikinger noch nicht, vielleicht aber in besonderem Maße über das, was Robert Musil den Möglichkeitssinn genannt hat.

Literatur und Wissen: Der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer z.B. hat sich in einer Abhandlung über *Poesie und Wissen* historisch umgetan und festgehalten, dass im alten Griechenland den Zeitgenossen Homers und Hesiods Dichtung und Geschichtsschreibung „nicht allein als Wahrheit, sondern auch als Wissen in einem ebenso konkreten wie umfassenden Sinn“ galten.<sup>2</sup> Es dauerte durchaus lange, hatte gleichsam eine ‚longue durée‘, bis sich archaisches Wissen in den modernen Gegensatz

von Wissenschaft und Poesie differenzierte.<sup>3</sup> Goethe z.B. wurde noch recht ungeduldig, wenn man ihm vorhielt, in seinem Gedicht *Die Metamorphose der Pflanzen* habe er auf unzulässige Weise die poetische Form mit seiner Auffassung von Botanik vermengt. Er kommentierte später: „Man vergaß, daß Wissenschaft aus Poesie sich entwickelt habe, man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.“<sup>4</sup> Da darf einem einfallen, was die Schriftstellerin Christa Wolf über ein Gespräch mit dem Physiker Hans Peter Dürr zu berichten weiß. In ihrem Aufzeichnungsbuch *Ein Tag im Jahr*<sup>5</sup> gibt sie Dürr so wieder: Er verfechte nicht die Urknall-Theorie von der Entstehung des Kosmos, sondern spreche von einer „Ur-Frage“, die ein Potenzial von Möglichkeiten akkumuliert, einen „Erwartungshorizont“ gebildet habe, und „dort, wo die Erwartung am dichtesten sei, werde das Ereignis mit einiger Wahrscheinlichkeit passieren...“. Sie, Christa Wolf, sei beim Wort „Erwartungshorizont“ von Aufregung erfasst worden. „Ein poetisches Prinzip, sagte ich, und er: Warum nicht. Einmal werden Wissenschaft und Poesie vielleicht wieder zusammengehen.“ Diese erstaunliche Hoffnung aus dem Mund eines Physikers verwundert doch ein wenig, aber auch, dass Christa Wolf sie nicht weiter kommentiert. Wohl aber erläutert sie den Grund für ihre Aufgeregtheit. Sie denkt zwei Jahre zurück, an den Herbst 1989, und beschreibt mit Hilfe von Dürres Wortgebung ein historisches Ereignis, die Wende in der DDR: „Haben wir nicht alle im Herbst '89 die zum Ersticken dichte Konsistenz unseres gemeinsamen Erwartungshorizonts gespürt? *Mußte* diese Dichte nicht ‚das Ereignis‘ hervorbringen, aus sich herauszuschleudern? Körperlich fühlten wir uns hineingerissen in eine unglaubliche Konzentration von Energie, die noch wenige Wochen, ja Tage vorher nicht vorhanden gewesen war.“ Ich denke, man darf sich beeindruckt zeigen von der Fähigkeit der Sprache, sich Naturwissenschaftlichem ebenso zu leihen wie Historischem und Poetischem, auch wenn das nicht in den Kern der jeweiligen Diskurstypen hinein reicht. Denn natürlich hat letztlich der Soziologe und Wissenschaftshistoriker Wolf Lepenies die Tatsachen für sich: „Die Trennung der Wissenschaften von der Literatur, ja von den Künsten überhaupt, erscheint heute als endgültig.“<sup>6</sup> Und schon gar, wenn von den Naturwissenschaften die Rede ist. Aber wer weiß? Warten wir ab, was der vielseitige Schriftsteller Raoul Schrott von seiner Zusammenarbeit mit einem Hirnforscher über Dichten und Denken und den Zusammenhang von Neurologie und Poesie zu berichten haben wird.<sup>7</sup>

Ich möchte im Folgenden drei Dinge unternehmen. Ich möchte eine These plausibel machen, die es mir erlaubt, Literatur – Einschränkung: realistische, nicht experimentelle – als eine Form der Vorwegnahme sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse zu behandeln. Dann möchte ich ein paar von den Beispielen, die man zu diesem Zweck heranziehen könnte, vorstellen, aber nur anreißend, damit das Beispiel, das ich etwas ausführlicher behandeln möchte, nicht so willkürlich gewählt da steht. Dieses Beispiel soll Thomas Manns Roman *Buddenbrooks* sein, an dem ich zeigen möchte, wie darin einerseits Elemente der Protestantismus-Kapitalismus-These des Soziologen Max Weber,

andererseits wichtige Elemente der Zivilisationstheorie von Norbert Elias antizipiert sind. Dieser Roman ‚weiß‘ erstaunlich viel Sozialwissenschaftliches. Mit einem solchen Vorgehen wird man sich vielleicht dem Vorwurf aussetzen, man funktionalisiere ästhetische Phänomene, betreibe also eine Art ‚Inhaltismus‘, andererseits kann man sich aber, wie es zwei Literaturdidaktiker formuliert haben, mit Hilfe von Literatur sich *Weltwissen erlesen* und dann weiter vermitteln.<sup>8</sup> Gerade wenn man sich bewusst bleibt, dass man ein literarisches Werk vor sich hat, wird man Ähnlichkeiten mit Inhalten und Wissensdiskursen aus den Humanwissenschaften auf beiläufig-wirksame Weise aufnehmen und sich davon bereichern lassen können. Was eine Fokussierung auf Themen und Probleme in der Literatur betrifft, kann man sich zunächst Unterstützung bei Goethe holen. Er sagte z.B. zu Johann Peter Eckermann: „...was ist auch wichtiger als die Gegenstände, und was ist die ganze Kunstlehre ohne sie. Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt.“ (Derselbe Eckermann berichtet allerdings auch vom Schwanken Goethes, wenn es um die Gewichtung von Form und Inhalt bei der Betrachtung von Kunstwerken ging.)<sup>9</sup> In der Praxis des literarischen Lebens zählt, wie Buchhändler, BibliothekarInnen und Verleger sehr wohl wissen, doch immer wieder der Stoff, „der uns aufmerken lässt, uns anzieht, uns fesselt.“<sup>10</sup> Aus den Anfängen der skandinavischen Volksbibliotheken und der mitteleuropäischen Arbeiterbibliotheken weiß man, dass damals Vorkämpfer für Literatur und Lesen unter der Parole „Wissen ist Macht!“ popularisierte Versionen von Charles Darwins Werken zugleich mit den Romanen Jack Londons empfohlen haben.<sup>11</sup>

In der Beschreibung eines Projekts, das Life Sciences, Kunst und Medien zugleich in den Blick nehmen soll, hat Sigrid Weigel festgehalten, dass man heute mehr als früher aufmerksam geworden sei „auf die literarisch-imaginäre Vorgeschichte oder Kehrseite von wissenschaftlichen Erklärungen, Erfindungen und Erkenntnissen.“<sup>12</sup> In einem Essay über „Gehirn und Geist“ hat ausgerechnet ein Biologe, Hubert Markl, gefragt, ob es am Ende nicht doch „die Dichter und deren getreue wissenschaftliche Schildknappen und Büchsenspanner, die Literaturwissenschaftler, sind, die am meisten von der Psyche verstehen.“<sup>13</sup> Als einer der Schildknappen und Büchsenspanner frage ich meinerseits, ob es nicht ebenfalls die Dichter und Dichterinnen sind, die auch davon, was die Menschen mit- und untereinander bilden: soziale Konstellationen, Gesellschaft, so viel verstehen wie von der Psyche.

Der Literaturwissenschaftler Reiner Wild hat versucht, Literatur und Zivilisationstheorie, auf die ich noch komme, in ein plausibles Verhältnis zu setzen. Er unterscheidet verschiedene Funktionen von Literatur, unter anderem ihre dokumentierende Funktion – wer wollte leugnen, dass wir viel Wissen über die Vergangenheit der Quelle Literatur entnehmen? –, und ihre antizipierende Funktion.<sup>14</sup> (Antizipierende Funktion: Das fügt sich gut in den Evaluationsbericht, den die Innsbrucker Kolleginnen und Kollegen von der Germanistik im Juni 2008 vorgelegt haben, wo die „utopisch-kritische“ Funktion der Literatur betont wird.) Die Rede von Dichtern und Dichterinnen als Seismographen ihrer Zeit ist nicht neu. Thomas Mann z.B. hat sich in seinem Werkstattbericht *Die Entstehung des Doktor Faustus* zum Begriff des „Signalisierens“ bekannt, und er meinte

damit Dichter und Philosophen als „Melde-Instrument, Seismograph, Medium der Empfindlichkeit“. Und er setzte hinzu „verkehrter Urteile nebenher durchaus fähig“, aber es schien ihm „die einzig richtige Perspektive“.<sup>15</sup>

Der hier schon erwähnte Wissenschaftshistoriker und Soziologe Wolf Lepenies hat in seinem Aufsatz *Der Wissenschaftler als Autor* am Beispiel der Psychologiegeschichte die These von der Literatur als möglichem „Speicher wissenschaftlicher Alternativen“ gesprochen, die von einem Zweig der Wissenschaft aus jenem Speicher geholt und ihr integriert wird, also damals „voraus“ waren und dann zupaß kommen.<sup>16</sup> Anfang des 19. Jahrhunderts war, z.B. bei Johann Friedrich Herbart, die Psychologie noch nicht ausdifferenziert. Auch was John Stuart Mill, Franz Brentano oder Theodor Gomperz noch nach der Mitte des Jahrhunderts ‚Assoziationspsychologie‘ nannten, war Teil empirischer Psychologie. Erst mit der Rezeption von Arthur Schopenhauers Theorie vom allumfassenden ‚Willen‘ als letztem, nicht hintergehbarem Lebensphänomen, das z.B. Menschen in den Kampf gegeneinander um Macht und Dominanz, oder sexuell zueinander, oder auch nur einen Grashalm durch den Asphalt treibt, konnte das Unbewusste in den Blick systematischer Erforschung rücken, bei Friedrich Nietzsche, am explizitesten bei Sigmund Freud. Wenn man aber in die Geschichtsschreibung der Psychologie die Literaturgeschichte mit einbezieht, zeigt sich, „dass die beim Übergang von der vorwissenschaftlichen zur wissenschaftlichen Psychologie ausgegliederten Themen sehr wohl weiter behandelt werden: in einem Bereich nämlich, den man als literarische Psychologie bezeichnen könnte.“<sup>17</sup> Von ungefähr 1800 an entwickelten Dichter wie Ludwig Tieck, Novalis und E.T.A. Hoffmann einen Psychologie antizipierenden poetischen Diskurs. Auf diesen griff die psychoanalytische Psychologie Freuds zurück.<sup>18</sup>

Zwei Beispiele: Ludwig Tiecks Novelle *Der Runenberg*, entstanden 1801, ein wichtiger Text der deutschen Romantik, enthält eine, wie man es nennen könnte, Geologie des Unbewussten. Ein junger Jäger durchschreitet eine traumartig perspektivierte Landschaft von der Ebene hin zu Felsen und Schluchten bis in das Innere eines Berges. – Hier ein Einschub: Der Genfer Akademieprofessor Henri-Frédéric Amiel (1821-1881), der nur in der Selbsterforschung seinen Lebenssinn sah und darüber ein Tagebuch von 16.000 Seiten hinterlassen hat,<sup>19</sup> hat den Satz geprägt, den sich Hugo von Hofmannsthal, als er dieses Journal besprach, notierte und selbst wiederholt gebrauchte: „Tout le paysage est un état de l'âme.“<sup>20</sup> Hofmannsthal hatte es, wie auch schon Hoffmann und eben Tieck, mit dem Inneren von Bergen als Verbildlichung von Seelentiefen, von unbewussten Strebungen. Von den beiden Erstgenannten gibt es psychologisch durchsetzte Gestaltungen eines historischen Vorfalles in einem Bergwerk von Falun in Schweden im Jahre 1810, als ein junger Bergmann, 50 Jahre zuvor verschüttet, aber durch Kupfervitriol konserviert, geborgen wurde. – Weiter mit Tieck: Der junge Jäger trifft im Berginneren auf eine schöne Frau mit langem, schwarzem Haar. Sie, die man risikolos als seine ‚Anima‘ im Sinne der späteren Tiefenpsychologie Carl Gustav Jungs lesen kann, überreicht ihm eine Tafel mit Schriftzeichen, die dann, als er vom Runenberg hinunter torkelt, verschwunden ist. Doch die Erinnerungen an Frau und Tafel lassen

ihn sein Leben lang nicht mehr los und bestimmen sein Schicksal. An Tiecks Novelle, die sowohl auf Psychoanalyse als auch auf Tiefenpsychologie perspektiviert, bewährt sich die These Lepenies', dass Literatur ein zunächst nicht, dann sehr wohl entdeckter Speicher für spätere wissenschaftliche Diskurse sein kann. In diesem Sinne betrachte ich z.B. auch Annette von Droste-Hülshoffs berühmtestes Gedicht, *Das Spiegelbild* von 1844. Die erste von sechs Strophen: „Schaust du mich an aus dem Kristall / Mit deiner Augen Nebelball, / Kometen gleich, die im Verbleichen; / Mit Zügen, worin wunderbarlich / Zwei Seelen wie Spione sich / Umschleichen, ja, dann flüstere ich: / Phantom, du bist nicht meinesgleichen.“ Ist es aber doch. Es ist der zu einer gespenstischen Gestalt gewordene Anteil von Fremdheit und Unbewusstheit, den wir in uns tragen. Mit einem Buchtitel von Julia Kristeva gesprochen: *Fremde sind wir uns selbst*. Droste-Hülshoffs Gedicht hätte Sigmund Freud genauso für seine Abhandlung *Das Unheimliche* heran ziehen können wie E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Der Sandmann*, die er darin analysiert hat.<sup>21</sup> Annette von Droste-Hülshoff war eine Avantgardistin literarischer Psychologie und darin (obwohl von zierlichem Wuchs) durchaus eine Wikingerin.

Ich möchte nun zu den Sozialwissenschaften hinüber modulieren. Die Schriftsteller Paul Bourget und Maurice Barrès, Vertreter der französischen literarischen Intelligenz um 1900, stellten sich gegen die ihrem Empfinden nach zu analytisch-empirische Soziologie Émile Durkheims und suchten nach anderen Vorbildern zur Beschreibung der Gesellschaft. „An erster Stelle“ stand Honoré de Balzac, also ein Schriftsteller, „der sich selbst *als docteur ès sciences sociales* bezeichnet hatte und in der ‚Comédie Humaine‘ ein Panorama der französischen Gesellschaft geschildert hatte, das für alle Soziologen beispielhaft war.“<sup>22</sup> Um 1900 galt Balzac auch in England als „der soziologische Romanautor par excellence“. Man könnte nun anführen, dass Bourget und Barrès als Schriftsteller wenig befugt gewesen seien, über Durkheim hinweg zurück auf Balzac zu blicken, aber auch der viel jüngere deutsche Soziologe Karl Mannheim, später als sie wirkend, schätzte Balzac als eine Art von frühem Berufskollegen, weil bei ihm Romangestalten zur Einsicht gelangen, „dass man in der modernen Gesellschaft nur emporkommen kann, wenn man haarscharf die Gesetze jener Gesellschaft studiert hat, in der man seinen Aufstieg durchsetzen möchte“.<sup>23</sup>

Ich bleibe gleich beim 1893 geborenen und 1947 gestorbenen Karl Mannheim. In seinen Untersuchungen zur Natur des Konservatismus, veröffentlicht 1925,<sup>24</sup> stieß er auf die Notwendigkeit, Konservatismus von Traditionalismus zu unterscheiden. Er traf diese Unterscheidung, um sich zu erklären, warum politisch neuerungswillige Menschen durchaus veränderungsunwillig an vielen Einzelheiten ihres bisherigen Lebens hängen. Es ist dies eine Frage, die gerade in der Zeit, als Mannheims Kollege Max Weber das Wort von der ‚Entzauberung der Welt‘ durch die Moderne prägte, oft gestellt wurde. Mannheim bezeichnet als Traditionalismus „ein vegetatives Festhalten am Althergebrachten“, eine Verhaltensweise, die er eine „formalpsychische Eigenschaft“ nennt, als allgemein gegeben annimmt und mit „magischen Restbeständen des Bewusstseins“ in Zusammenhang bringt. Erst wenn ein solcher Traditionalismus in

einem „objektiv-geistigen Strukturzusammenhang“ reflexiv werde und sich einem Handlungsprogramm verschreibe, werde Konservatismus daraus.<sup>25</sup> Das ist zwar in sich stringent gedacht, aber in seiner Begrifflichkeit vielleicht doch etwas abstrakt. Sehr viel eingängiger ist dieser Gedankengang literarisch gestaltet, in einem 1875 geschriebenen Text von Ferdinand Kürnberger. Kürnberger (1821-1879) war Essayist, Feuilletonist, Erzähler, schrieb auf der Seite der Revolution von 1848, musste nach ihrem Scheitern ins Exil. Nach seiner Rückkehr betrieb er als ein ruppiger Altliberaler immer wieder Kritik am real existierenden Liberalismus. In seinem Feuilleton-Essay *Ich suche im Nebel meinen Weg* führte er seine affektive Betroffenheit über die Veränderung Wiens durch Stadterweiterung und monumentale Ringstraßen-Bauten in geschliffene Polemik über: „Habe ich das Recht meiner Heimatsliebe oder haben die Baugesellschaften bloß das Recht des Gewinnes?“<sup>26</sup> Der Nebel, in dem er, dem Titel entsprechend, wie das Maultier in Goethes Mignon-Lied *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?* seinen Weg sucht – „Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg, / Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg“ –, das ist der Staubnebel von der Demolierung alter, menschlich dimensionierter Gebäude zugunsten eines neuen Protz-Historismus (den wir Heutigen allerdings nicht mehr so harsch beurteilen, weil es inzwischen Protzigeres gibt). Kürnberger, ein Befürworter des Fortschritts im Sinne des politischen Liberalismus, konzidiert, dass der Staat seine materiellen Werte, sein Eigentum etwa, durchaus mit Gesetzen schützt, dass er aber seine immateriellen Werte, z.B. seine Heimatliebe zum alten Wien oder, wie Karl Mannheim es genannt haben würde, sein „vegetatives Festhalten“ an der Gestalt seiner Geburtsstadt, vor Veränderung nicht schützt. Das ist Ausdruck eines kritischen Traditionalismus, ein halbes Jahrhundert, bevor der Soziologe ihn begrifflich definierte.<sup>27</sup>

Auch Marie von Ebner-Eschenbach, Vertreterin des Spätrealismus in Österreich, war eine literarische Wikingerin. Sie hatte ein auffallendes Gespür für gesellschaftliche Probleme, thematisierte nicht nur kritisch ihre aristokratische Herkunftsschicht – die das gar nicht gerne las –, sondern hatte auch einen besonderen Blick für die Lage der Unterschichten und des ländlichen Proletariats. Ihr heute bekanntestes Werk ist der Roman *Das Gemeindegeld* (1887), eine Dorf- und Schlossgeschichte. (Nebenbei: Besonders geschätzt werden nach wie vor auch ihre Aphorismen. Einen hat z.B. die Frauenbewegung schon immer gern zitiert und häufig vergessen hinzuzufügen, von wem er ist: „Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: – alle dummen Männer.“<sup>28</sup>) Ebner-Eschenbach war nicht entgangen, dass es zum Ende des 19. Jahrhunderts hin eine Zunahme von Suiziden gab. Thomas Garrigue Masaryk, der spätere Begründer der CSR und ihr erster Präsident, hatte schon 1881 in Wien eine Studie *Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Civilisation* veröffentlicht. Auch eine einschlägige französische Studie des hier schon erwähnten Émile Durkheim lag seit 1897 vor. Ebner-Eschenbach jedoch richtete ihren Blick auf die ansteigende Zahl von Schüler-Suiziden, von denen die beiden Wissenschaftler nicht explizit sprachen. Literarisch war sie darin nicht die Erste, Frank Wedekinds Drama *Frühlings Erwachen* war seit 1891 bekannt. Aber Wedekind konzentrierte sich auf das Thema der Sexualnot und Sexualunterdrückung

bei jungen Menschen, hingegen richtete sich Ebner-Eschenbachs Interesse in der Novelle *Der Vorzugsschüler*, 1898 in der *Deutschen Rundschau* und 1901 in Buchform erschienen, auf das Thema der Leistungsüberforderung, die auf Jugendlichen lasten kann und der Grund für den Selbstmord ihres jungen Protagonisten ist.<sup>29</sup>

An dieser Stelle möchte ich auf die 1936 verfasste Studie *Autorität und Familie* des Sozialphilosophen Max Horkheimer zu sprechen kommen und dann Ebner-Eschenbachs Novelle daneben stellen. Horkheimer untersucht die Rolle der Familie in seiner Gesellschaft und in den Jahrzehnten zuvor und ihr Funktionieren im Rahmen des ökonomischen Systems. Um das angemessen beschreiben und kritisieren zu können, meint er, müsse man wissen, wie sich der sogenannte Sozialcharakter der Menschen in den sozialen Gruppen „im Zusammenhang mit allen kulturellen Bildungsmächten der Zeit gestaltet hat“.<sup>30</sup> Er hebt auf den Begriff der gesellschaftlichen Autorität ab, auf dem sowohl „sklavische Ergebung“ als auch „bewusste Arbeitsdisziplin“ beruhen. Für seine Zeit setzt er an: „Die möglichst vollständige Anpassung des Subjekts an die verdinglichte Autorität der Ökonomie ist zugleich die Gestalt der bürgerlichen Wirklichkeit.“<sup>31</sup> Sie hören gewiss, dass das die Sprache der späteren *Dialektik der Aufklärung* (1947) von Max Horkheimer und Theodor Adorno ist. Der Familie, so Horkheimer, kommt in diesem Anpassungsprozess besondere Bedeutung zu. „Die Vorgänge in ihr formen das Kind von seinem zartesten Alter an und spielen bei der Entfaltung seines Charakters eine entscheidende Rolle.“ Ein zentraler Satz: „Die Familie besorgt, als eine der wichtigsten Agenturen“ – das heißt der Gesellschaft – „die Reproduktion der menschlichen Charaktere, wie sie das gesellschaftliche Leben erfordert“<sup>32</sup> und, so ist zu ergänzen: verschleißt. Horkheimer spricht davon, dass in einer solchen Gesellschaft der Eigenwille des Kindes gebrochen und der ursprüngliche Wunsch nach freier Entwicklung seiner Triebe durch den inneren Zwang zur unbedingten Pflichterfüllung ersetzt wird.<sup>33</sup> Horkheimer vergisst allerdings nicht zu erwähnen, dass die Familie auch in einem „antagonistischen Verhältnis zum Ganzen der Gesellschaft“ gestanden ist, dies vor allem „in der mütterlichen Sorge“, in der sich eine „Ahnung eines besseren Zustands“ gezeigt habe. Es könne sich in der Familie „kraft der durch die Frau bestimmten menschlichen Beziehungen ein Reservoir von Widerstand gegen die völlige Entseelung der Welt“ ausbilden.<sup>34</sup> Soweit der Sozialphilosoph.

Ebner-Eschenbachs Erzählung *Der Vorzugsschüler*<sup>35</sup> spielt in der Familie eines niederen, schlecht bezahlten Beamten der Eisenbahn, der keine Laufbahnaussichten mehr hat. Die Mutter kann, weil es sich für eine Beamtenfrau nicht gehört, keine Arbeit annehmen, tut es heimlich aber doch, und sie verpfändet auch heimlich Gegenstände, um die Familie angemessen versorgen zu können. Die materielle Seite des von Horkheimer erwähnten humanen Elements, für das sie als Frau gleichsam zuständig ist, bringt sie gegen den Willen ihres Mannes und ohne sein Wissen ein. Das war die Falle, in der sich die niedere Beamtenschaft befand: am Rande der Proletarisierung, aber durch Standesverpflichtungen gefesselt. Und dies alles, so ist zu ergänzen, in einer Gesellschaft, die begonnen hat, vertikale Mobilität, soziale Beweglichkeit, zu belohnen, in der allerdings auch Abstiege schneller vor sich gehen konnten. Georg, Sohn und

Schüler in dieser Kleinfamilie, ist, wie der Titel sagt, Vorzugsschüler, droht aber abzusinken, Mittelmaß zu werden oder Schlimmeres. Der Vater setzt ihn unter enormen Druck, damit er nicht, wie er, im Leben stecken bleibt. Er, der Offizial Pfanner, muss sich enorme Mengen an Arbeit mit nach Hause nehmen, weil man sie ihm unbarmherzig, wie es heißt, aufbürdet; er tut es, um sich die Gunst seiner Vorgesetzten zu bewahren. Seine Frau steht, als Mutter, mit ihrem Sohn in einem „Schutz- und Trutzbündnis“ gegen den Vater, der aber seinerseits von seinem Sohn unbarmherzig fordert, Klassenbester zu bleiben. In der Familie, die Horkheimer „Agentur“ der Gesellschaft nennt, ist also der Vater der Agent. Die Härte des Lebens wird durch ihn gleichsam in die Familie hinein gehandelt. Da die Gesellschaft mobiler geworden ist, ist der Kampf um Sozialchancen schärfer geworden.<sup>36</sup> Es ist die Zeit, die den Begriff ‚Sozialdarwinismus‘ geprägt hat, an dem übrigens Charles Darwin selbst unschuldig ist. Er hat seine Evolutions-Entdeckungen – the survival of the fittest – nicht auf die menschliche Gesellschaft übertragen.<sup>37</sup> Der verschärfte Kampf um Sozialchancen: Das will einem heute doch bekannt vorkommen.

Aber der junge Georg Pfanner hat auch glückliche Momente; er hat nämlich ein Vogelstimmenplättchen erworben. Auf diese Idee hat ihn der Gesang einer Nachtigall in einem Fenster im Haus gegenüber gebracht. Der jüdische Hausierer Bub Salomon, dessen Waren sich großer Solidität erfreuen – und der nichts lieber täte, als in die Schule zu gehen, die Georg so sehr zusetzt –, hat ihm dieses Pfeifplättchen verkauft. Es ist das letzte Exemplar, der Verkäufer gebraucht es, um zu zeigen, wie man Nachtigallenmelodien hervor bringt, und so wandert das Pfeifplättchen von Mund zu Mund und wird, wie es die Gattungspoetik verlangt, ein Dingsymbol der Novelle. (Kurz angerissenes Nebenthema der Erzählung: Ebner-Eschenbachs Anti-Antisemitismus.) Auch einer Poetik des Raumes verleiht Ebner-Eschenbach Wirksamkeit: Draußen ist der Raum der Freiheit, der Sonne, der Nachtigallentöne, drinnen ist der Raum des Leistungsdrucks, nur durch die Mutter ein wenig gemildert. Die Härte des Lebenskampfes, die Vater Pfanner in seinem Sohn aufbürdet, erstickt alles Weiche, Phantasievoll-Spielerische, Musikalische zugunsten von Anstrengung und Entzauberung des Lebens. Bald nämlich entdeckt der Vater die Nachtigall und wirft sie zum Fenster hinaus: große Szene, Wut des Vaters, gewisser stilistischer Übereifer Ebner-Eschenbachs. Es kommt, wie es sich abzeichnet hat: Georg versagt in einer entscheidenden Prüfung, von der der Karriere öffnende Vorzug abhängt. (Übrigens sagt Ebner-Eschenbach nichts gegen die Inhalte dieser Prüfung: das Herunterbeten aller Kaiser des Hauses Habsburg.) Georg fühlt sich, nach Verlust der Nachtigall und dem Versagen in der Prüfung, dem Leben nicht mehr gewachsen, schenkt Salomon noch seine Schuhe und geht in die Donau.

Wer Sozialgeschichte oder Sozialphilosophie schreibt, dem geht es vorrangig um gesellschaftliche Strukturen, nicht um ihre individuellen Träger. Im Sinne Michel Foucaults kann man der Analyse Horkheimers noch hinzufügen: In den Strukturen herrschen immer Machtbeziehungen, auch innerhalb der Familie. Wer hingegen Literatur schreibt, dem geht es um Individualisierung, um Personenkonstellationen in

Handlungsverläufen, um Gesichter, Gedanken und Gefühle. So auch in dieser Novelle Ebner-Eschenbachs, allerdings fast vier Jahrzehnte vor Horkheimers Befund.

Im Kapitel *Bürgerlichkeit* seiner *Betrachtungen eines Unpolitischen*, 1918 veröffentlicht, schrieb Thomas Mann mit Blick auf seinen Roman *Buddenbrooks*: „Ich lege einigen Wert auf die Feststellung, daß ich den Gedanken, der modern-kapitalistische Erwerbsmensch, der Bourgeois mit seiner asketischen Idee der Berufspflicht sei ein Geschöpf protestantischer Ethik, des Puritanismus und Calvinismus, völlig auf eigene Hand, ohne Lektüre, durch unmittelbare Einsicht erfüllte und erfand und erst nachträglich, vor kurzem, bemerkt habe, daß er gleichzeitig von gelehrten Denkern gedacht und ausgesprochen worden.“ Mann meint vor allem Max Weber und seine Abhandlung *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 1904 und 1905 in zwei Teilen erschienen, also drei bzw. vier Jahre nach dem Roman *Buddenbrooks*.<sup>38</sup> Im Jahre 1913, schreibt Mann, sei er dann diesem Gedanken, „auf die Spitze getrieben“, in Werner Sombarts Buch *Der Bourgeois* – „welches den kapitalistischen Unternehmer als Synthese des Helden, Händlers und Bürgers deutet“ – wieder begegnet. Und Thomas Mann setzt fort: „Daß er in hohem Grade recht hatte, geht aus der Tatsache hervor, daß ich seine Lehre zwölf Jahre, bevor er sie aufstellte, als Romanschriftsteller gestaltet hatte: gesetzt nämlich, daß die Figur des Thomas Buddenbrook, die vorwegnehmende Verkörperung seiner Hypothese, ohne Einfluß auf Sombarts Denken gewesen ist.“<sup>39</sup> Sie merken, ausgeprägte Bescheidenheit war zu jenem Zeitpunkt nicht mehr Thomas Manns Sache. Er schließt nämlich an dieser Stelle nicht aus, dass Sombart den Sozialcharakter des Bourgeois seinem Romancharakter Thomas Buddenbrook nachgezeichnet hat.

Im Folgenden geht es mir vor allem um Max Webers Protestantismus-Kapitalismus-These und Thomas Manns Hauptfigur. Die Arbeit am Roman, der den Untertitel *Verfall einer Familie* trägt, begann Mann 1897, fertig war das Manuskript im August 1900. Was einer der frühen Rezensenten über den Roman schrieb – „Er wird wachsen mit der Zeit und noch von vielen Generationen gelesen werden“<sup>40</sup> –, bewahrheitet sich bis heute. Im Vorjahr wurde eine Dramatisierung mehrfach aufgeführt – Hamburg, Bregenz, Wien –, und die vierte Verfilmung kam in die Kinos. In seiner Rede *Lübeck als geistige Lebensform* von 1926 gab Thomas Mann ein Kondensat des Romans: „Prozeß der Entbürgerlichung, der biologischen Enttückung durch Differenzierung, durch das Überhandnehmen der Sensibilität.“<sup>41</sup> Der alte Johann Buddenbrook, der robuste Bürger, spricht sowohl Plattdeutsch als auch Französisch, lebt nach außen und ist am wenigsten von allen Figuren mit sich selbst befasst. Sein Urenkel Hanno lebt nach innen, ist hochmusikalisch, aber ‚enttückt‘, ohne jenes Maß an Formwillen und bürgerlichem Arbeitsethos, das Thomas Mann auch für den Künstler, und für sich selbst, für unerlässlich hielt. Hannos Vater Thomas Buddenbrook aber ist jene Figur, mit der Mann glaubte, Max Weber und Werner Sombart zuvorgekommen zu sein.

Max Weber wird heute als der Klassiker par excellence der Kultur- und Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert gesehen. Sein Werk ist „so komplex, dass eine systematische Interpretation ausgeschlossen ist“.<sup>42</sup> Er hat in der erwähnten Abhandlung

*Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* Religionssoziologie und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gleichzeitig in den Blick genommen. Als Sozialhistoriker wusste Weber, dass es kapitalistischen Geist auch früher und anderswo gegeben hatte, als Religionssoziologe positionierte er ihn im kalvinistischen Protestantismus.<sup>43</sup> Hier ist ein kleiner Abstrich nötig: *Buddenbrooks* spielt im lutherischen Lübeck des 19. Jahrhunderts, aber in Norddeutschland hatte es nach 1800 einen Pietismus-Schub gegeben, der die Unterschiede zum Calvinismus verringerte.<sup>44</sup>

Jean Calvin (Johann Calvin, 1509-1564), gebürtiger Franzose und Reformator in Genf, ging von der sogenannten ‚Gnadenwahl‘ aus, das ist die Grundlage seiner ‚Prädestinationslehre‘. Demnach steht fest, dass ein Teil der Menschen selig wird, der andere ist verdammt. Kein Prediger, kein Sakrament, keine Kirche, so Weber nach der Vorgabe Calvins, könne das beeinflussen.<sup>45</sup> Jeder Mensch müsse sich fragen, ob er zu den Erwählten gehöre und wie er sich – vielleicht – der Erwählung vergewissern könne.<sup>46</sup> Man kann sich für erwählt halten – aber ohne jegliche Sicherheit, dass man es ist –, oder man kann sich die Gewissheit durch „rastlose Berufsarbeit“ einschärfen.<sup>47</sup> Das ist die Quelle der protestantischen Leistungsethik, die durchaus ambivalent einzuschätzen ist. Da es keine Mittlerinstanz gibt, steht jeder Mensch für sich vor Gott, und die innere Vereinsamung des Einzelnen ist gleichsam glaubensstrukturell. Ich folge dem amerikanischen Kultursoziologen Richard Sennett in einer Kompaktversion von Webers aus dem Calvinismus abgeleiteter These: „Man versucht, seinen Wert vor Gott durch Selbstdisziplinierung zu beweisen. Meine Selbstverleugnung soll meine Würdigkeit erweisen, und zwar, anders als ein katholischer Büsser im Kloster, durch Arbeit, Opferung von Genuß, Sparen, Abstinenz.“<sup>48</sup> Die These Max Webers ist als nicht schlüssig genug angegriffen worden. Man hat zwar anerkannt, wie er das moderne rationalistische Wirtschaftsethos mit der Ethik des asketischen Protestantismus verbinden wollte,<sup>49</sup> man hat aber auch in seinem Begriff der daraus sich ergebenden „innerweltlichen Askese“<sup>50</sup> ein potenziell selbstschädigendes Prinzip gesehen. Zudem vermisst man bei ihm ein den Kapitalismus antreibendes Moment: den Konsum mit Muße, der durchaus entlastend und die Strenge mildernd wirken kann.

Blicken wir nun, wie Thomas Mann es wollte, auf Thomas Buddenbrook, so muss man zuvor festhalten: Die Säkularisierung des 19. Jahrhunderts ist vorangeschritten, aber die protestantische Ethik behält auch losgelöst von der unmittelbaren Verantwortung vor Gott ihre Leben und Arbeit dirigierende Kraft. Thomas Buddenbrook ist, anders als sein Vater und seine Mutter, nicht gläubig. Aber man muss nun nicht mehr hochmotivierter Protestant sein, um Arbeits- und Leistungsethiker zu werden. Thomas Mann hat Sinn und Ziel beruflicher Unermüdlichkeit nicht mehr im Glauben verankert.<sup>51</sup> Die „rastlose Berufsarbeit“, die in Max Webers These vom Bemühen, der Gnadenwahl teilhaftig zu werden, hergeleitet wird, ist bei Thomas Mann durchaus doppelt beleuchtet. Ein Beispiel, gleichzeitig ein Beispiel für die gerühmte Thomas Mann’sche Ironie in diesem Roman: Er lässt den Heiratsschwindler und Bankrotteur Bendix Grünlich sagen und damit das Ja-Wort von Tony Buddenbrooks Vater gewinnen: „Rastlose Tätigkeit ist für mich Lebensbedingung.“<sup>52</sup> Thomas Buddenbrooks „rastlose Tätigkeit“ hingegen setzt

Mann nicht der Ironie aus: „... über und über ausgefüllt mit Denken, Reden, Handeln, Schreiben, Berechnen, Hin- und Widergehen ...“.<sup>53</sup> „Jedermann anerkannte mit Neid oder freudiger Teilnahme seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit“, mit der er es bis zum Senator der Stadtstaats-Regierung bringt. Allerdings, und hier beginnt Ironie ihr Werk, nimmt zwar sein Ansehen zu, seine Spannkraft aber nimmt ab. Er fühlt sich „beständig zum Verzweifeln im Rückstande“ hinter seiner „planenden Phantasie“, die von seiner Leistungsethik beherrscht wird.<sup>54</sup> Das Haus, das er sich, aus „Rastlosigkeit“, baut, fällt zu groß aus. Nicht nur seine Frau Gerda mit ihrer Violine und sein Sohn Hanno am Klavier, sondern auch er selbst sitzt darin in innerer Vereinsamung, und das nicht mehr vor Gott.

Ich möchte jetzt noch zeigen, wie Thomas Manns Roman auch wichtige Elemente der Theorie vom Prozess der Zivilisation, wie sie der 1990 verstorbene Kulturosoziologe Norbert Elias entworfen hat, vorweg nimmt, und wie andererseits aber auch Aspekte dieser Theorie als Augenöffner für die Romanlektüre wirken können. Der Untertitel von Elias' Hauptwerk *Über den Prozeß der Zivilisation* lautet: *Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*.<sup>55</sup> Das bedeutet nicht weniger, als dass Elias es unternommen hat, einerseits die Herausbildung unserer Gesellschaft seit der frühen Neuzeit sozialgeschichtlich zu beschreiben, andererseits die Herausbildung unserer psychischen Struktur und die Modellierung unseres Habitus dazu in verzahnte Entsprechung zu setzen. Dazu verschaffte er sich nicht nur die Übersicht über die europäische Geschichte – beginnend bei den Oberschichten, die modellbildend wirkten –, sondern benützte auch im weiteren Sinne literarische Zeugnisse wie zum Beispiel Erziehungsanleitungen und Benimmbücher. In dem Maße, wie sich kleine Territorien zu größeren Herrschaftsbereichen integrieren oder gewaltsam integriert werden, entstehen, wie er es nennt, ‚Interdependenzketten‘, die das Verhalten der Menschen regeln – von der Einschätzung von Machtbalancen bis hin zu den Tischsitten. Je länger und verzweigter diese Interdependenzketten werden, desto mehr wird von den Menschen verlangt: dass sie ihre Impulse kontrollieren, ihre Affektausschläge abflachen, Selbstzwänge habitualisieren, dass sie lernen, wie man sich nach außen auf dosierte Weise öffnet und dabei Scham- und Peinlichkeitsschwellen beachtet, sein Mitteilungsbedürfnis kontrolliert, das An-sich-Halten einübt, wie man das Verhalten anderer beobachtet und dabei das eigene einschätzt, das heißt, psychologisiert, und wie man sein Leben und das der Familie auf Langsicht anlegt. Es ist an dieser Stelle zu betonen, dass in diesem über Jahrhunderte laufenden Zivilisationsprozess – den man übrigens als Kind binnen weniger Jahre nachzuvollziehen hat – sich auch der Roman als Literaturgattung, die sich für Psychologisierung besonders eignet, herausbildet.

Thomas Mann hat nicht nur gemeint, dass er mit dem Roman „ein Stück Seelengeschichte des deutschen Bürgertums“ geschrieben hat,<sup>56</sup> sondern er hat auch gemeint, der Roman sei dazu bestimmt gewesen, zu einer „wahren deutschen Hauspostille“ zu werden.<sup>57</sup> Dass Norbert Elias ihn gekannt hat, ist wahrscheinlich, aber nicht belegt.

Aspekte der Zivilisationstheorie findet man in wichtigen Handlungselementen und Motiven.

Vom Kleineren zum Größeren: Beim Hauseinweihungessen zu Anfang des Romans, das der Konsul für Freunde und Verwandte gibt, sitzt auch der Weinhändler Köppen, „mit dem großen dunkelroten Gesicht“, der noch nicht lange reich ist und auch nicht aus einer der Lübecker Patrizierfamilien stammt. „Er war viel röter geworden während des Speisens und schnob vernehmlich.“ Es geht um Tischsitten als Merkmal von Zivilisiertheit und sozialer Zugehörigkeit, und auch um das An-sich-Halten: Der Weinhändler „verspürte das deutliche Bedürfnis, ein paar Knöpfe seiner Weste zu öffnen; aber das ging wohl leider nicht an, denn nicht einmal die alten Herren erlaubten sich dergleichen. Lebrecht Kröger“ – das ist der Schwiegervater des Gastgebers – „saß noch so aufrecht an seinem Platze wie zu Beginn der Mahlzeit“.<sup>58</sup> Wenig später ist davon die Rede, dass die allzu muntere Tony nicht zuletzt deshalb ins Internat der Sesemi Weichbrodt – eine der unvergesslichen Nebenfiguren des Romans – gegeben wird, weil ihre Tischsitten zu wünschen übrig lassen.

Eine der überlappenden Schnittmengen von Elias' Theorie mit der Max Webers ist die Zeitökonomie. Max Weber hat die Autobiographie des Amerikaners Benjamin Franklin deshalb analysiert, um zu zeigen, wie sich der Umgang mit Zeit dem Leistungsethos eines kapitalistischen Unternehmers einordnet. Das Gegenbild zu Thomas Buddenbrook ist in diesem und anderen Aspekten sein Bruder Christian, zu dessen besonderen Anekdoten, die er aus Valparaiso mitgebracht hat und mit denen er im Club seine Lacherfolge erzielt, die des Zeitvertreibers und Arbeitsverweigerers Johnny Thunderstorm ist: „Bei der Hitze! Na, der Chef kommt ins Comptoir ... wir liegen, acht Mann, wie die Fliegen umher und rauchen Cigaretten, um wenigstens die Mosquitos wegzujagen. [...] ‚Nun‘, sagt der Chef. ‚Sie arbeiten nicht, meine Herren?! ... ‚No, Sir!‘ sagt Johnny Thunderstorm. ‚Wie Sie sehen, Sir!‘ Und dabei blasen wir ihm alle unseren Cigarettenrauch ins Gesicht.“<sup>59</sup> Der ‚Gegenbruder‘ Christian (von dem Thomas viel in sich hat, es aber nur einmal preisgibt: in einem grotesken Streit an der Bahre ihrer Mutter) ist es auch, der, nachdem er, mit hoher Affektkurve, einen Lacherfolg verbucht hat, plötzlich ernst zu werden pflegt und mit unruhigen Augen hin und her blickt. Schon als Kind ist er „launenhaft“, während Thomas „gleichmäßig“ und „ruhig und verständig“ ist.<sup>60</sup> Das bedeutet auch, dass Christian nicht dazu disponiert ist, seine Affektausschläge zu kontrollieren, was ihn wiederum dazu disponiert, Scham- und Peinlichkeitsschwellen zu überschreiten. Dazu gehören z.B. seine ausführlichen Schilderungen seiner körperlichen und psychischen Beschwerden bei Tisch. Alles das macht ihn unfähig, sich in die Interdependenzketten der Bürgerwelt einzugliedern. Seine Versuche, sich in der Kaufmannswelt zu etablieren, scheitern.

Die Elias'sche Kategorie der Langsicht, die eng mit der Abflachung von Affektkurven zusammen hängt, findet man in mehreren Varianten vor. Nach dem Einweihungsdiner spielt man, d.h. spielen die Männer Billard. Dieses Spiel ist hochsymbolisch für Leben in Langsicht. Man hat dann Erfolg, wenn jeder Stoß so geführt wird, dass er nicht nur in sich erfolgreich ist, sondern dass die Kugeln auch nach dem Stoß so konstelliert

bleiben, dass andere Stöße nachfolgen können, dass man also sozusagen an der Kugel bleibt. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass das Billard in der Folge im Roman nicht mehr auftaucht. Es gehört zu den Ironien Thomas Manns, dass der zu religiösen Schwärmereien neigende Jean Buddenbrook von einem verschuldeten Geschäftsmann mit christlichem Getue getäuscht wird, dass er seiner Tochter Tony die Heirat als Verpflichtung zur Langsicht, zum Wohle der Firma, auferlegt, dass sie ihm gehorcht und dass, trotz ihrer Mitgift, Bendix Grünlich Bankrott macht und die Ehe scheitert. Und so hat der Vater der widerstrebenden Tochter zum vermeintlichen Wohl der Firma Langsicht nahe gebracht: „Wir sind, meine liebe Tochter, nicht *dafür* geboren, was wir mit kurzsichtigen Augen für unser eigenes, kleines, persönliches Glück halten, denn wir sind nicht lose, unabhängige und für sich bestehende Einzelwesen, sondern wie Glieder in einer Kette“.<sup>61</sup> Der Bankrott, die Ehescheidung und der Verlust der beträchtlichen Mitgift werden zu einer Etappe des Niedergangs.

Ein letzter Aspekt bei Norbert Elias, der bei Thomas Mann vorweg genommen erscheint, allerdings auch in anderer Literatur der Epoche aufscheint und daher verallgemeinerungsfähig ist: Im Prozess der Zivilisation, so haben wir gesehen, mussten die Menschen in dem Maße, wie sich die gesellschaftlichen Interdependenzketten verlängert und verflochten haben, lernen, Affekte und leidenschaftliche Impulse zu dämpfen. Auf diese Weise entstand, so Elias, in den Menschen die Vorstellung, gerade die innersten Regungen und Strebungen, ihr Spontanstes, einschließen, verkapseln zu müssen. Das ist das Selbstbild des „homo clausus“ bzw. der „femina clausa“.<sup>62</sup> Das kann sein Gutes haben. Marie von Ebner-Eschenbach in einem ihrer Aphorismen: „Es gäbe keine Geselligkeit, alle Familienbände würden gelockert, wenn die Gedanken der Menschen auf ihrer Stirn zu lesen wären.“<sup>63</sup> In Figuren der Literatur ist dieses Selbstbild nicht selten mit Stolz auf individuelle Unverwechselbarkeit besetzt. Aber dieses Selbstbild geht einher mit beträchtlichen psychischen Folgekosten: Einsamkeit, Isolation, Leiden an Unverstandensein. Arthur Schnitzler hat sich einmal notiert: „In gewissem Sinne [...] hat die ganze Kultur hauptsächlich die Aufgabe, die sozusagen tierische Vereinsamung der Individuen aufzuheben.“<sup>64</sup> Blicken wir auf *Buddenbrooks*: Der Konsul Jean schreibt schwärmerische Lobpreisungen auf den Herrn Zebaoth in die Familienchronik, Sohn Christian äußert sich bereitwilligst über seine medizinischen Selbstbefunde, Gerda, Thomas' Frau, hat ihre Violine, Sohn Hanno sein halt- und zielloses Improvisieren am Klavier. Firmenchef Thomas Buddenbrook, der nicht mehr gläubige Leistungsethiker, auf dem alles lastet, kann nicht mehr im Sinne Jean Calvins bzw. Max Webers die Vergewisserung erstreben, erwählt zu sein. Aber er hat, durch einen Zufall, wie ihn nur ein Schriftsteller herbeiführen kann, ein vierstündiges Lese-Erlebnis. Es ist das 41., ergänzende Kapitel aus dem 2. Band von Arthur Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung*; es ist überschrieben mit *Ueber den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich*.<sup>65</sup> Dort liest er, dass jede Individuation ein Irrtum sei, ein Fehltritt,<sup>66</sup> dass während des Lebens der Mensch unfrei, weil vom großen, unbewusst waltenden ‚Willen‘ gelenkt sei, dass die Sehnsucht des Menschen sich auf das Verlassen seiner Individualität richte, auf Heimkehr in die

Gattung, wo alle sind, und dass das Sterben eine „Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den Kern unseres Wesens [...] ausmacht“, sei.<sup>67</sup> Und Thomas Buddenbrook, der erkannt hat, dass sein Sohn Hanno seine Langsicht-Hoffnungen nicht erfüllen wird, spricht zu sich auf Schopenhauers Denkbahnen: „War nicht jeder Mensch ein Missgriff und Fehltritt? Geriet er nicht in eine peinvolle Haft, sowie er geboren ward? Gefängnis! Gefängnis!“ Und er setzt in jener Metaphorik fort, die Elias für sein Konstrukt des ‚homo clausus‘ finden wird: „Durch die Gitterfenster seiner Individualität starrt der Mensch auf die Ringmauern der äußeren Umstände, bis der Tod kommt und ihn zu Heimkehr und Freiheit ruft“.<sup>68</sup> Thomas Buddenbrook hat für die Dauer seines Lektüre-Erlebnis seine Psycho-Askese, seine ihn bedrückende Abstinenz von aller Selbsterforschung, ablegen können. Aber Thomas Mann hat ihm nur eine vorübergehende Erlösung gewährt. Er hat sie gleich wieder vergessen und befindet sich schnell wieder in seinem quälenden Alltag, der zum Untertitel des Romans führt: *Verfall einer Familie*. Er stirbt an einer Zahnsepsis, sein Sohn an Typhus, übrig bleiben Frauen an einem Tisch, vor dem Auszug aus dem Haus. Gibt es ein Wiedersehen mit allen? Wenn es doch so wäre... Darauf antwortet Sesemi Weichbrodt, die gebrechlichste: „*Es ist so!*“

Ich habe versucht, Thomas Manns Verschränkung von chronikalischem und psychologischem Erzählen aufzuweisen, und habe einige Male seine meisterliche Handhabung von Ironie zumindest angedeutet. Ich habe nur andeuten können, wie in diesem Roman der Individualismus als Leitbild der persönlichen Lebensführung auf dem Prüfstand steht, etwas, worüber gerade heute aufs Neue nachgedacht werden sollte. Ich habe nicht genug gesagt über die an Richard Wagner geschulte Leitmotiv-Erzählweise, die sich bis in die Schilderung des Körperhabitus und der Redewendungen der Figuren erstreckt. Aber darüber gibt es eine reichhaltige Forschungsliteratur. Mir ging es dieses Mal, an diesem Beispiel und den vorherigen, auf einer mehr figuren- und handlungsorientierten Schiene, um eine Engführung von literarischen Texten und sozialwissenschaftlichen Theorien und um den Nachweis, dass man über das Wissens-Potenzial von Literatur staunen darf.

Mit allen guten Wünschen für die Innsbrucker Germanistik in den nächsten 150 Jahren, besonders aber für jetzt und die allernächste Zeit, sage ich vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

## Anmerkungen

Vortrag bei der Feier zum 150-Jahre-Jubiläum des Instituts für Germanistik der Universität Innsbruck.

- 1 Alfred von Berger: Die Dichter hat sie für sich. In: Psychoanalytische Bewegung 4, 1932, 73-76. Das ist der um den referierenden Teil gekürzte Wiederabdruck von A. v. B.: Chirurgie der Seele. In: Neue Freie Presse, 2.2.1896, Feuilleton der Morgenausgabe.
- 2 Heinz Schlaffer: Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philosophischen Erkenntnis. Frankfurt/M. 1990, 234 u. 237.
- 3 Ebenda, 7.

- 4 Johann Wolfgang Goethe: Zur Metamorphose der Pflanzen. In: J. W. G.: Schriften zur Morphologie. Hg. v. Dorothea Kuhn. Frankfurt/M. 1987 (Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche I, 24), 419, 420.
- 5 Dürr, nicht zu verwechseln mit dem Ethnologen Hans Peter Duerr, dem Kritiker der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, ist der 1929 geborene Mitarbeiter Werner Heisenbergs und vormalige Direktor des Max-Planck-Instituts in München. Vgl. Christa Wolf: Ein Tag im Jahr, 1960-2000. München 2003, 485, hier 27. September 1991. Dieses Buch enthält von 1960 bis 2000 alle Notizen, die sich Wolf für jeden 27. September machte.
- 6 Wolf Lepenies: Der Wissenschaftler als Autor. Über konservierende Funktion der Literatur. In: Akzente 25, 1978, 129. Vgl. dazu auch die Anglistin Ina Schabert in ihrem Aufsatz *Die Trennung von naturwissenschaftlicher und dichterischer Wahrheit im England des 17. Jahrhunderts*. In: Sebastian Neumeister u. Conrad Wiedemann (Hg.): Res Publica Literaria. 2 Bände. Wiesbaden 1987, Bd.1, 349-364, hier 349: „Diese Dissoziation von Wissenschaft und Dichtung konnte nie mehr wirklich rückgängig gemacht werden, obgleich von Seiten der englischen Poetik – in der Romantik wie in der frühen Moderne – emphatische Versuche dazu unternommen wurden.“
- 7 Schrott, Da könnte ich genauso gut LSD nehmen. In: Der Standard, 31.1./1.2.2009, 32. – Es ist gewiss kein Zufall, dass Literatur- und Kulturwissenschaft den Zusammenhängen von Literatur und Naturwissenschaft nicht von einer heutigen Position aus, sondern am Beispiel von Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“, 1809 veröffentlicht, auf die Spur kommen wollen. Goethe hat sich zu diesem Roman vom Stand einer (damals schon nicht mehr ganz) zeitgenössischen Chemie inspirieren lassen. Der Ausdruck „Wahlverwandtschaft“ stammt vom schwedischen Chemiker Torbern Bergman. Goethe benützt dessen Erkenntnisse über die Anziehung und Auflösung chemischer Verbindungen für seine berühmt gewordene chemische Gleichnisrede über die Anziehung und Auflösung zwischenmenschlicher Beziehungen im Roman. Obwohl diese poetisch verwendete Analogie im Roman nicht aufrecht erhalten wird – Menschen haben letztlich, anders als chemische Elemente, einen freien Willen –, fasziniert dieser Ansatz bis heute. Vgl. z.B. den Beitrag von Christine Lubkoll: Waahlverwandtschaft. Naturwissenschaft und Liebe in Goethes Eheroman. In: Gabriele Brandstetter (Hg.): Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes 'Wahlverwandtschaften'. Freiburg i. Br. 2003; hierzu auch das Vorwort der Herausgeberin. Ferner die Beiträge des Bandes Joseph Vogl (Hg.): Poetologien des Wissens um 1800. München 1999, besonders auch die Einleitung des Herausgebers, 7-16. – Man darf sich verblüffen lassen von der Ähnlichkeit von Aussagen, die man einerseits beim Psychologen Mihaly Csikszentmihalyi über das Verhältnis von Entropie und Evolution, andererseits beim sizilianischen Schriftsteller Giuseppe Tomasi di Lampedusa über die Revolution Garibaldis (1860), den Sturz der Bourbonen auf Sizilien und die Einigung Italiens lesen kann. Der Psychologe spricht über Entropie als ein Gesetz des Universums, demzufolge jede Struktur zur Auflösung, zum Auseinanderstreben, zum Wenigerwerden neigt, der nur gegenbalanciert werden kann durch Evolution, dem Aufbau eines Systems zur Zunahme seiner Komplexität. „Die Entwicklung von immer effizienteren, unglaublich komplexen Systemen bezeichnen wir als Evolution. Sie wird uns von der Tatsache aufgezwungen, daß Systeme zur Auflösung neigen, wenn sie nicht effizienter werden. Wir können nicht stehenbleiben. Auch wenn wir nur unseren heutigen Zustand bewahren wollen, müssen wir uns weiterentwickeln.“ In Tomasi di Lampedusas berühmtem Roman „Der Gattopardo“ erläutert der junge Adelige Tancredi seinem Onkel, dem Fürsten Salina, warum er bei der Revolution Garibaldis mittut: „Wenn wir nicht auch dabei sind, bescheren die uns die Republik. Wenn alles bleiben soll, wie es ist, muß sich alles ändern.“ Vgl. Mihaly Csikszentmihalyi: Dem Sinn des Lebens eine Zukunft geben. Eine Psychologie für das 3. Jahrtausend. Aus dem Amerikanischen von Maren Klostermann. Stuttgart 1995, 41; Giuseppe Tomasi di Lampedusa: Der Gattopardo. (1958). Hgg. und mit einem Nachwort von Gioacchino Lanza Tomasi. Aus dem Italienischen neu übersetzt und mit einem Glossar von Giö Waeckerlin Induni. München, Zürich 2005, 35. Ob die Ähnlichkeiten von Aussagen wie diesen zu Augenöffnern für Analogien zwischen Naturwissenschaft und Geschichte bzw. Literatur werden könnten, würde gewagte Thesen erfordern.
- 8 So der Titel des von Ulf Abraham und Christoph Launer herausgegebenen Bandes mit dem Untertitel *Literarisches Lernen in fächerverbindenden Unterricht*, Hohengehren 2000.
- 9 Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Wiesbaden o. J. (Sonderausgabe Die Tempel Klassiker), 66 u. 9f.
- 10 Jung, Verlagsprospekt Sommer – Herbst 2008, 1.
- 11 Dazu Pfoser: Literatur und Austromarxismus.

- 12 Sigrid Weigel: Wissenskünste. In: Trajekte Nr. 2, 2. Jg. (September 2001), 17-19, hier 19.
- 13 Markl, Gehirn und Geist, 1071. Ein resümierender Satz eines Frankfurter Soziologen sekundiert indirekt dem Biologen. In seiner Abschiedsvorlesung sagte Karl Otto Hondrich: „Der soziologische Blick sieht überall Beziehungen *zwischen* den Menschen. Der Blick dazwischen fällt mir bis heute ungeheuer schwer. Immer wieder will er und fährt er zurück auf den einzelnen Menschen, das individuelle Phänomen“, also auf das, wofür der Biologe nicht allein der Psychologie, sondern auch der Dichtung und deren Erforschern Kompetenz zugesteht. Vgl. Hondrich, Damals und heute, 281.
- 14 Reiner Wild: Literatur im Prozeß der Zivilisation. Entwurf einer theoretischen Grundlegung der Literaturwissenschaft. Stuttgart 1982, 129.
- 15 Thomas Mann: Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans (1949). In: T. M.: Doktor Faustus. Die Entstehung des Doktor Faustus. Frankfurt/M. 1967, 679-848, hier 776. Es sei nicht verschwiegen, dass eine solche Position auch Ablehnung erfährt. Der Philosoph Rudolf Burger etwa lässt nur eine reagierende Funktion der Literatur gelten. Vgl. Rudolf Burger: Die Inszenierung schlechter Manieren. In: Die Presse, 7.6.2008, 41. Und es gibt, das sei ebenso wenig verschwiegen, eine Literatur des Hinterher. Émile Zola hat z.B. in seinem Roman „Thérèse Raquin“ (1867, und auch in anderen Romanen) eine Versuchsanordnung nach dem Modell der Naturwissenschaften konstruiert: Man nehme einen schwachen Mann mit starker Mutterbindung, gebe ihm eine blutvolle Ehefrau an die Seite und führe in diese Dreierkonstellation einen jungen Mann von außen ein. Der Verlauf ist absehbar: Der Ehemann wird beseitigt. Das ist aber noch nicht das Ende des Romans. Zola führt seelenergliedernd, gleichsam in einer Psycho-Vivisektion, vor, wie das Gewissen von Täter und Täterin ihre Lebenskraft attackiert, bis sie zusammen Gift nehmen.
- 16 Lepenies, Der Wissenschaftler als Autor, 145.
- 17 Ebenda, 142f.
- 18 Ebenda, 143.
- 19 Henri-Frédéric Amiel: Intimes Tagebuch. Ausgewählt, übersetzt u. eingeleitet v. Ernst Merian-Gast. München 1986.
- 20 „Jede Landschaft ist ein Seelenzustand.“ Hugo von Hofmannsthal: Das Tagebuch eines Willenskranken. Henri-Frédéric Amiels „Fragments d’ un journal intime“. In: H. v. H.: Reden und Aufsätze I, 1891-1913. Frankfurt/M. 1979 (Fischer TB 2166), 106-117, hier 113.
- 21 Sigmund Freud: Das Unheimliche. In: S. F.: Studienausgabe, Bd. IV: Psychologische Schriften. Frankfurt/M. 1982, 241-274. Zum Thema ‚Fremde‘ vgl. Karlheinz Rossbacher: Allerlei Fremde. Ein Rundblick. In: Eduard Beutner u. Karlheinz Rossbacher (Hg.): Ferne Heimat – Nahe Fremde. Bei Dichtern und Nachdenkern. Würzburg 2008, 33-47.
- 22 Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München 1985, 180.
- 23 Ebenda, 389.
- 24 Karl Mannheim: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens (1925). Hg. v. David Keller, Volker Meja u. Nico Stehr. Frankfurt/M. 1984 (stw 478).
- 25 Ebenda, 93.
- 26 Ferdinand Kürmberger: Ich suche im Nebel meinen Weg (1875). In: F. K.: Fünfzig Feuilletons. Wien 1905, 396-403, hier 397.
- 27 Vgl. Karlheinz Rossbacher: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. Wien 1992, 229-234.
- 28 Marie von Ebner-Eschenbach: Aphorismen. Nachwort v. Ingrid Cella. Stuttgart 1988 (RUB 8455), 15.
- 29 Wolf Wuchterpennig hat seinem Buch *Kindheitskult und Irrationalismus in der Literatur um 1900*, München 1980, dieses Thema in einen größeren Rahmen gestellt. Es verdient übrigens Erwähnung, dass Ebner-Eschenbachs Erzählung ein Jahr vor dem berühmt gewordenen Buch von Ellen Key, *Das Jahrhundert des Kindes*, erschien.
- 30 Max Horkheimer: Autorität und Familie (1936). In: M. H.: Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze. Frankfurt/M. 1992 (Fischer TB 11240), 130.
- 31 Ebenda, 159f.
- 32 Ebenda, 178.
- 33 Ebenda, 176.
- 34 Ebenda, 195.

- 35 Marie von Ebner-Eschenbach: Der Vorzugsschüler (1901). In: M. v. E.-E.: Das Gemeindegeld. Novellen. Aphorismen. München 1956 (Sonderausgabe für die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, Band 1), 515-554.
- 36 Wucherpfennig: Kindheitskult (Anm.29), 181.
- 37 Zu diesem Thema vgl. Werner Michler: Darwinismus und Literatur. Naturwissenschaftliche und literarische Intelligenz in Österreich, 1859-1914. Wien 1999.
- 38 Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman (1901). Frankfurt/M. 1989 (=Fischer TB 9431)
- 39 Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen(1918). Mit einem Vorwort v. Hanno Helbling. Frankfurt/M. 2001 (Fischer TB 15052), 162f.
- 40 Samuel Lublinski im Berliner Tageblatt 466, 13. 9. 1902, zit. bei Jochen Vogt: Thomas Mann, Buddenbrooks. München 1983, 148. Die Begründung für den Nobelpreis 1929 bezog sich ausdrücklich auf diesen Roman.
- 41 Thomas Mann: Lübeck als geistige Lebensform (1926). In: T.M.: Über mich selbst. Autobiographische Schriften. Frankfurt/M. 1994 (Fischer TB 12123), 28-50, hier 36.
- 42 Hans-Peter Müller: Max Weber. Eine Einführung in sein Werk. Wien u.a. 2007, 21. Dass Thomas Mann im Jahre 1926 die Meinung äußerte, Max Weber müsste, lebte er noch, in die Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste aufgenommen werden, erweitert Webers geistige Breite um eine überraschende Facette. Vgl. Thomas Mann: Rede zur Eröffnung der ‚Münchner Gesellschaft‘, 1926. Zit. bei Lepenies: Die drei Kulturen (Anm.22), 371.
- 43 Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (1904, 1905). In: M. W.: Schriften zur Soziologie. Hg. u. eingeleitet v. Michael Sukale. Stuttgart 1995 (RUB 9387), 333-356 (gekürzt), hier 351.
- 44 Pierre-Paul Sagave: Zur Geschichtlichkeit von Thomas Manns Jugendroman: Bürgerliches Klassenbewußtsein und kapitalistische Praxis in „Buddenbrooks“. In: Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie. Festschrift für Wilhelm Emrich. Hg. v. Helmut Arntzen. Berlin 1956, 436-452, hier 439f.
- 45 Weber: Die protestantische Ethik (Anm.43), 346f.
- 46 Ebenda, 349.
- 47 Ebenda, 350.
- 48 Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Wiesbeck 2000, 137ff.
- 49 Müller: Max Weber (Anm.), 84.
- 50 Weber: Die protestantische Ethik (Anm.43), 351.
- 51 Vogt: Thomas Mann (Anm.40), 67.
- 52 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 94.
- 53 Ebenda, 361.
- 54 Ebenda, 419.
- 55 Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Schichten des Abendlandes. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation (1939). Frankfurt/M. 1976 (stw 158, 159). Die Zusammenfassung im zweiten Band, 312-454, enthält die Hauptaspekte beider Bände in lese-ökonomischer Kompaktheit.
- 56 Mann: Lübeck (Anm.41), 35.
- 57 Mann: Über mich selbst (Anm.41), 67.
- 58 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 17, 21, 28, 34.
- 59 Ebenda, 273.
- 60 Ebenda, 67, 75.
- 61 Ebenda, 146.
- 62 Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen. Hg. v. Michael Schröter. Frankfurt/M. 1987, 166ff.
- 63 Ebner-Eschenbach: Aphorismen (Anm.28), 24.
- 64 Arthur Schnitzler: Aphorismen und Betrachtungen. Band 2: Der Geist im Wort und der Geist in der Tat. Bemerkungen und Aufzeichnungen. Frankfurt/M. 1983 (Fischer TB 11968), 159.
- 65 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 9. Teil, 5. Kapitel, 642-662.
- 66 Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille Vorstellung, 2. Band, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Stuttgart 1987 (RUB 2762), 638.
- 67 Ebenda, 660.
- 68 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 657.

